Odysseus oder die Kassiererin?

Abend über „Lichtgestalten & Vorbilder“ in der Comedia

VON HANS-WILLI HERMANS

Helden haben Konjunktur. Dank verbesserter CGI-Technik können Supermänner und –frauen von Spiderman bis Wonder Woman schon seit Jahren einigermaßen authentisch – was immer das im Einzelfall bedeuten mag – ihre jeweiligen Superschurken über die Leinwand hetzen. Aber auch im Alltag begegnen sie uns seit Corona immer häufiger: Sie sitzen hinter Supermarkt–Kassen, fahren Schulbusse, versorgen Kranke.

Angeblich jedenfalls, denn dass man die Tätigkeiten der in normalen Zeiten eher unbeachteten „guten Geister“ nun mit dem „Helden“-Begriff hochjazzt, hat für Lisz Hirn vor allem einen „bösartigen“, berechnenden Grund: „So versucht man, Leute bei der Stange zu halten, die unterbezahlt sind und einen niedrigen sozialen Status haben.“

> **Die Demokratie braucht Menschen, die sich für sie einsetzen.**
>
> **Dieter Thomä**, Philosoph

Diese Einschätzung der österreichischen Publizistin und Philosophin konnte Dieter Thomä, Professor für Philosophie an der Universität St. Gallen, durchaus teilen, als die beiden auf einer phil.Cologne-Veranstaltung in der Comedia über „Lichtgestalten & Vorbilder – mit Helden durch die Krise?“ diskutierten. Ansonsten war der von Literaturwissenschaftler Christian Schärf moderierte Abend aber von leidenschaftlich bewegtem, aber nie aggressivem Dissens geprägt.

Folgt man Lisz Hirn, so sind Helden grundsätzlich Fantasiegestalten, geformt durch idealisierte Selbstbilder von Männern, aber auch durch Wunschvorstellungen von Frauen: starke, wohlgebaute Körper, tendenziell edel im Sinn, feste Moral. Als Vorbilder dienten antike Heroen wie Achilles oder Odysseus, ein gewalttätiger Kriegertyp also, der aufgrund der Technisierung und Automatisierung des Krieges mit seinen Massenvernichtungswaffen und Drohnenangriffen längst keine reale Funktion mehr habe.

Dennoch führe dieses Männerbild ein gespenstisches Nachleben als Medienzombie: „Sehen Sie sich die Filme und Comics an, die heute von Kindern angesehen werden.“ Auch in Selbstdarstellungen von Trump, Putin oder Bolsonaro werde diese Tradition auf beunruhigende Weise fortgesetzt.

Dieter Thomä bestritt, dass Helden notwendigerweise Ekelpakete sein müssen. Als Beispiel nannte er die von der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung als Heldin verehrte Rosa Parks, die sich geweigert hatte, ihren Platz im Bus für einen Weißen zu räumen. Aber auch Widerstandskämpfer gegen die Nazis oder aktuell Bürgermeister, die trotz Drohungen des rechten Mobs im Amt bleiben: „Die Demokratie braucht Menschen, die sich für sie einsetzen.“

Für Hirn, die sich Schärfs reger Unterstützung erfreute, sind das aber keineswegs „Helden“ des Alltags. „Auch Widerstandskämpfer haben ja später immer wieder betont, dass sie nichts Übermenschliches getan hätten, sondern im Gegenteil lediglich menschlich handeln wollten.“ Zum Helden gehöre aber der übermenschliche Aspekt dazu.

Daneben brauche er eine Erzählung, eine Legende, er sei stets fiktional, das betreffe auch historische Personen, deren reale Existenz entsprechend umgemodelt werde.

Offene Fragen

Problematisch sei in Fällen wie Greta Thunberg – die den Begriff auch ausdrücklich zurückweise – außerdem, dass eine „Heldin“ ihre Bewunderer durch die unterstellten übermenschlichen Kräfte von der Verpflichtung enthebe, ihrem Vorbild zu folgen. Ein „Held“ ließe sich aber besser medial vermarkten als das fadere „Vorbild“.

Ja, erraten: Im Grünen Saal stritt man im Wesentlichen um Worte und Begriffe, der Zuhörer mochte sich fragen, weshalb Hirn oder Thomä nicht gleich über problematische Männerbilder oder Zivilcourage nachdenken und den lästigen Helden-Begriff einfach beiseitelassen. Den kann schließlich jeder verwenden, wie er lustig ist. Als Schärf nach 90 Minuten mitten im Satz den Abend beschloss, ging kein Vorhang zu, aber wirklich alle Fragen blieben offen.

Medienwirksame Helden oder nur Vorbilder? (v.l.) Lisz Hirn, Christian Schärf und Dieter Thomä. Foto: Thomas Brill

Gesten erzählen Geschichten – wie auf diese Aufnahme aus René Groeblis Serie „Beryl Chan“. Fotos: René Groebli

Die Magie des Zwischenraums

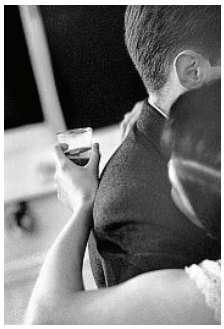
Die Galerie in focus widmet sich dem bald 93-jährigen René Groebli

VON THOMAS LINDEN

Wie dokumentiert man Bewegung im Bild? René Groebli hat diese Frage schon immer fasziniert. Als junger Mann fotografierte er mit der Rollei beim freihändigen Fahrradfahren den Lenker und den nassen Asphalt vor sich. Das Gefühl von Geschwindigkeit vermittelt sich fulminant. Später hielt der Schweizer die zischenden Dampflokomotiven der Nachkriegsjahre fest und schuf mit seinem Bildband „Magie der Schiene“ eine fotografische Ikone.

Noch größere Bedeutung erlangte seine Serie „Das Auge der Liebe“, in dem er die Aufnahmen der Hochzeitsreise mit seiner Frau Rita nach Paris publizierte. Die Galerie in focus präsentiert jetzt die Platin Palladium Prints dieser Arbeiten aus dem Jahre 1952. René Groebli, der im Oktober seinen 93. Geburtstag feiert, zeigt in diesen Abzügen noch einmal seine ganze Meisterschaft. Die Schattierungen der Grauwerte sind derartig subtil, dass man kein absolutes Schwarz und kein vollkommenes Weiß auf ihnen findet, statt dessen wird der Raum zwischen den Gegenständen zum Thema. Wo verflüchtigt sich der weiße Dampf der Lokomotive, wo beginnt das Schwarz des Eisens?

Noch deutlicher offenbart sich die Magie der Zwischenräume dort, wo sich die Kontur im Moment der Intimität aufzulösen beginnt. Mitte der 1950er Jahre traute sich kein Verlag, die Fotografien der Hochzeitsreise zu publizieren. Edward Steichen sah hingegen sofort Groeblis Talent und nahm seine Arbeiten in die legendäre Ausstellung „The Family of Man“ auf. Was da zwischen Hotelbett und Bistro geschieht, ist ein Versuch zärtlicher Annäherung.



Motiv der Serie „Beryl Chan“.

Wobei die beiden – die dann den Rest ihres Lebens miteinander verbringen sollten – als Team funktionierten. Eine der Aufnahmen dokumentiert das treffend im Spiegel. Die entkleidete Rita betrachtet sich mit prüfendem Blick, während René noch die Kamera einstellt.

Poesie und Realismus verschränken sich bei diesem Fotografen, der Gesten aufmerksam als erzählerische Details wahr zu nehmen vermochte. So gelang ihm 1953 die neorealistische Serie „Beryl Chan“ mit Fotografie einer Frau chinesisch-jamaikanischer Herkunft in London. Der Blick auf ein Weinglas in ihrer Hand oder eine zwischen den Fingern verglimmende Zigarette beim Tanz evoziert – ohne das ein Wort gewechselt werden müsste – was zwischen einem Paar geschieht.

Bis 9. 10., Mi bis Fr 16–19 Uhr, Sa 11–15 Uhr. Hauptstr. 114, Rodenkirchen. Preise 3450 bis 6400 Euro.

Zauber nach 40 Jahren verflogen

Das Minguet Quartett präsentiert in der Philharmonie Werke von Beethoven, Verdi, Ockeghem, Luigi Nono und Andrea Tarrodi

Corona habe, so heißt es, schon so manchen zu einem besseren Menschen gemacht. Aber vermutlichen noch niemanden zu einem besseren Musiker. Auch das fabelhafte Minguet Quartett, das nun die Quartetto-Reihe der Kölner Philharmonie eröffnen durfte, hat man schon in besserer Verfassung erlebt. Wenn über Monate Konzerte wegbrechen und Spielpraxis fehlt, ist es selbst Profis kaum möglich, Knall auf Fall 100 Prozent abzuliefern.

100 Prozent immerhin steckten im Programm. Nur auf den ersten Blick wirkte das merkwürdig zusammengewürfelt: zwei arrangierte Chansons des flämischen Renaissance-Meisters Ockeghem, ein Satz später Verdi, ein Satz aus Beethovens Opus 132 und zum Abschluss Luigi Nonos epochales „Fragmente – Stille. An Diotima“. Eschatologie nennt das die Religionswissenschaft, wenn alles aufs Ende hinausläuft.

Denn Ockeghem, Verdi und Beethoven stecken in Nono – der Venezianer hat sein einziges Streichquartett aufgeladen mit geheimen Referenzen.

Die geheimste allerdings ist die an den Dichter Hölderlin. Dessen Verse hat Nono in der Partitur notiert, die Musiker sollen sie lesen und verinnerlichen und so ein Bewusstsein entwickeln, das sich dann akustisch vermitteln soll für die Hörer, die von all dem nur aus dem Programmheft wissen. Das mag man esoterisch finden – anno 1979 wurde das als Sensation gehandelt.

Nach 40 Jahren allerdings scheint der Zauber verflogen: die Reib- und Kratzgeräusche, das leichte Pfeifen und Rauschen, die Pausen dazwischen – wo Transzendenz sich einstellen soll, klaffen heute weite Lücken. Auch das sehr konzentrierte Minguet Quartett kann die Einzelteile des Werks nicht bündig zusammenbringen. Beethoven dagegen schon. Der „Heilige Dankgesang“, aber auch Verdis „Ave Maria“ klingen intensiv und dicht und schlüssig.

Unschlüssig und auch überflüssig Andrea Tarrodis „4. Streichquartett“. Die schwedische Komponistin vagabundiert in ihrem Auftragswerk durch die „besten Hits des 18., 19. und 20. Jahrhunderts“, so hat es den Eindruck, als sei Musikgeschichte ein Supermarkt, aus dessen Regalen man sich kramt, was einem am liebsten ist. Im so klugen Programm des Minguet Quartett war das deplatziert. (ram)

Schauspiel: Kein Solo für Claessens

Benny Claessens gehört zu den Theaterschauspielern, die seit Längerem in aller Munde sind. Nun hätten die Kölner gleich zweimal die Chance gehabt, den Belgier live zu erleben: in Elfriede Jelineks „Wut“ (Premiere: 25. September) und „Paul oder im Frühling ging die Erde unter“ von Sybille Berg.

Doch letzterer Soloabend, eigentlich eine Co-Produktion des Schauspiels mit dem Kunstfest Weimar, wurde gestrichen. „So wie der Monolog in Weimar gezeigt wurde, hätte man ihn nicht eins zu eins auf unsere Bühne übernehmen können“, so Sprecherin Jana Lösch. Aber eine mit Proben verbundene Anpassung konnte man „in der derzeitigen Situation und mit Kurzarbeit im Bereich der technischen Gewerke leider nicht leisten“. (HLL)